

## Erben in Europa

Marc Szydlik

**Zusammenfassung:** Erbschaftsforschung ist Generationenforschung. Die meisten Erbschaften stammen von den Eltern. Die Bedeutung der Nachlässe geht allerdings weit über den engen Familienkreis hinaus. Für die Erbchancen sind neben Opportunitäten, Bedürfnissen und Familienstrukturen insbesondere gesellschaftliche Kontexte von großer Tragweite. Allerdings sind gerade internationale Vergleiche zum Erbgeschehen Mangelware. Die vorliegende Studie umfasst 14 europäische Länder, von Schweden bis Italien, von Irland bis Polen. Es werden sowohl bisherige als auch zukünftig erwartete Erbschaften in den Blick genommen. Dabei zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Ländern: In Schweden, Dänemark, Belgien und in der Schweiz wird besonders häufig geerbt, in den ehemals sozialistischen Staaten besonders selten. Große Discrepanzen existieren auch zwischen West- und Ostdeutschland. Darüber hinaus bestätigen die Befunde länderübergreifend das Matthäus-Prinzip: Wer hat, dem wird gegeben.

**Schlüsselwörter:** Erbschaft · Generationen · Ländervergleich · Europa

### Inheritance in Europe

**Abstract:** Inheritance research is intergenerational research. Most inheritances stem from parents. However, the importance of inheritance goes far beyond the narrow family circle. Apart from opportunities, needs and family structures, societal contexts are of particular importance for inheritance chances. Nonetheless, especially international comparisons are scarce. This study includes 14 European countries, from Sweden to Italy, from Ireland to Poland. It investigates both previous and future inheritances. The analyses prove striking differences between countries: whereas the frequency of inheritances in Sweden, Denmark, Belgium and Switzerland is quite high, it is significantly lower in former socialist states. There are also large discrepancies between West and East Germany. Furthermore, the empirical results confirm Matthew's principle: To him that hath shall be given.

**Keywords:** Inheritance · Generations · International comparison · Europe

## 1 Einleitung

Eines der einschneidendsten Ereignisse im Leben ist der Tod der Eltern. Wenn Mutter oder Vater sterben, bricht eine bis dahin lebenslange Beziehung ab. Mit niemandem hat man mehr gemeinsame Lebenszeit verbracht. Die Eltern sind nicht nur in Kindheit und Jugend die wichtigsten Bezugspersonen. Vielmehr reißt die Beziehung zu ihnen auch nach dem Auszug aus dem Elternhaus nicht ab. Nationale wie internationale Studien belegen zeitlebens häufige Kontakte bei insgesamt geringen Wohnentfernungen, vielfältige Unterstützungsleistungen und eine starke emotionale Verbundenheit (z. B. Rossi und Rossi 1990; Kohli et al. 2000; Szydlik 2000). Der Tod der Eltern stellt somit einen immensen Verlust mit entsprechenden Trauerzeiten dar (Archer 1999; Valentine 2008; Parkes und Prigerson 2010).

Für manche geht dieser Verlust aber auch mit einem deutlichen finanziellen Gewinn einher. Dies ist dann der Fall, wenn Vermögen von einer Generation an die nächste vererbt wird. Vererbungen verbinden lebende und verstorbene Familiengenerationen. Es werden Erinnerungen geweckt, Familientraditionen fortgeführt, und mit der Erbschaft können Verpflichtungen verbunden sein. Dabei handelt es sich oftmals nicht um ein punktuellere Ereignis, sondern um einen längeren Prozess. *Vor* der Erbschaft kann der Besitz der Eltern beispielsweise Machtbeziehungen in der Familie konstituieren und Gegenleistungen anregen, z. B. in Form von persönlichen Hilfen, Aufmerksamkeit und Zustimmung, die dann sozusagen posthum vergolten werden. *Nach* der Erbschaft können sich Aneignungsprozesse ereignen, bis man sich tatsächlich als Eigentümer des erhaltenen Besitzes sieht.

Den Übertragungen von Todes wegen kommt damit ebenfalls eine besondere emotionale Bedeutung zu: Wer erhält mehr, wer erhält was, wer wird als Bewahrer des „Familiengedächtnisses“ (Halbwachs 1925) identifiziert, beispielsweise aufgrund der Übertragung bzw. Aneignung familienrelevanter Gegenstände wie der Familienbibel, dem Familienschmuck, Tagebüchern und Dokumenten. Mit der Vererbung können somit Interpretationen von Zuneigung und Qualität der Beziehung zum Verstorbenen einhergehen, ohnehin ist mit dem Ableben der Eltern das Familiengefüge neu auszutarieren. Es können auch solche Gegenstände eine starke emotionale Relevanz beinhalten, die bei einem Verkauf eher geringe Preise erzielen würden. Immerhin handelt es sich bei der Weitergabe des Besitzes von einer Generation an die nächste gewissermaßen um den letzten Kommunikationsvorgang zwischen den verstorbenen und lebenden Familienangehörigen (Ariès 1978; Bertaux und Bertaux-Wiame 1991; Medick und Sabeau 1984; Segalen 1984; Kosmann 1998; Lettke 2004; vgl. Szydlik 1999, S. 83).

Vererbungen sind aber nicht nur für Individuen und Familien von großer Relevanz, sondern sie haben auch bedeutende wirtschaftliche Folgen. Eine gelungene oder missglückte Betriebsübergabe kann massive Auswirkungen für die wirtschaftliche Entwicklung der Firma (einschließlich der Arbeitsplätze) haben. Hinzu kommen Wettbewerbsfolgen inklusive Konsequenzen für Preise von Waren und Dienstleistungen, wenn beispielsweise die Übergabe scheitert, keine geeignete Nachfolge zur Verfügung steht oder der lokale Betrieb von einem größeren Unternehmen übernommen wird. Vererbungen können sich zudem auf den Immobilienmarkt auswirken, zumal ein großer Teil des vererbten Vermögens auf Wohneigentum zurückgeht (Szydlik und Schupp 2004, S. 619). Wenn im Zuge einer Erb-

schaftswelle vergleichsweise viele Häuser und Wohnungen angeboten werden, kann dies (lokale) Immobilienpreise unter Druck setzen.

Auch wenn die meisten Menschen im Laufe der Zeit das Ableben ihrer Eltern verkraften müssen, kommen doch längst nicht alle in den Genuss eines monetären Zugewinns, sei es in Form von Geld, Immobilien, Aktien, Firmen(beteiligungen) oder anderen Sachgegenständen. Es ist somit eine spannende soziologische Frage, wer von solchen erbschaftsbedingten Übertragungen besonders profitiert, wer kaum damit rechnen kann und welche Folgen dies für Individuen, Familien und Gesellschaften hat.

Trotz ihrer großen Relevanz waren Erbschaften jedoch lange Zeit ein stark vernachlässigtes Forschungsgebiet. Dies lag in erster Linie am Fehlen geeigneter Daten (s. z. B. Keister und Moller 2000, S. 75 f.). In großen repräsentativen Studien wurden Erbschaftsfragen so gut wie nie gestellt – auch weil damit in doppelter Hinsicht (Abfrage von Vermögen nach dem Tod naher Verwandter) sensibles Terrain betreten wird und hohe Verweigerungsquoten befürchtet wurden. Mittlerweile hat sich die Situation etwas gebessert, auch wenn sie weiterhin als unbefriedigend erachtet werden muss. Für Deutschland sind insbesondere zwei Datensätze herauszustellen, die repräsentative Erbschaftsinformationen bieten, nämlich der Alters-Survey und das Sozio-oekonomische Panel. Der Alters-Survey fragte 1996 nach allen bisherigen und zukünftigen Erbschaften der 40- bis 85-jährigen Deutschen in der Bundesrepublik Deutschland; damit waren auch erstmals Erbschaften von Ostdeutschen mit berücksichtigt (Szydlík 1999, 2000, 2004). Das Sozio-oekonomische Panel erhob im Jahre 1988 für Westdeutsche Erbschaften zwischen 1961 und dem Erhebungszeitpunkt, wobei nach Haus- oder Grundbesitz, Wertpapieren, Beteiligungen oder sonstigem Vermögen gefragt wurde (Lauterbach und Lüscher 1996; siehe auch Schlomann 1992). Im Jahre 2001 wurden im Schwerpunktthema „Soziale Sicherung“ darüber hinausreichende Erbschaftsinformationen erfasst, so zu weiteren Jahrgängen sowie Ostdeutschen und Ausländern (Szydlík und Schupp 2004; Schupp und Szydlík 2004b).

Obwohl vereinzelte Erbanalysen für einige Länder vorliegen, besteht das große Problem, dass diese nicht vergleichbar sind und letztendlich keine fundierten Aussagen zum Erbgeschehen in verschiedenen Ländern getroffen werden können. Die Unterschiede bei den Erhebungskonzepten sind in der Tat beträchtlich, sodass selbst Vergleiche von Erbstudien innerhalb desselben Landes kaum möglich sind. Immerhin differieren Erhebungszeitpunkte, Untersuchungsdesigns und Befragtengruppen, aber es sind vor allem auch die Erbschaftsfragen selbst, die einen Vergleich der diversen Befunde nahezu ausschließen. So wird einerseits nach allen Erbschaften gefragt, also insbesondere auch kleinen Nachlässen, andererseits liegt der Fokus auf größeren Übertragungen. Bei der einen Erhebung werden „lediglich“ die persönlichen Erbschaften, bei anderen zudem die von (Ehe-)Partnern bzw. Haushaltsmitgliedern einbezogen. Einerseits geht es um Erbschaften in einem bestimmten Zeitraum, andererseits um *jemals* erhaltene Zugewinne. Darüber hinaus existieren beträchtliche Differenzen in Hinblick auf zusätzliche Informationen, bspw. zu Erblassern, Erbarten, Erbhöhen und zukünftig erwarteten Nachlässen.

Mit dem hier verwandten Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE) ist es jedoch neuerdings möglich, das Erbgeschehen in einer ganzen Reihe von Ländern komparativ zu betrachten. Dabei werden in 14 europäischen Ländern demselben

Personenkreis dieselben Fragen mit demselben Erhebungskonzept gestellt, von Schweden bis Italien, von Irland bis Polen.

Der Beitrag verfolgt zwei Ziele: Einerseits sollen Erbschaften insgesamt in den Blick genommen und hierbei auch die generellen Bedeutungen individueller, familialer und gesellschaftlichen Faktoren analysiert werden. Damit kann auch die Frage beantwortet werden, inwiefern sich die für Deutschland gefundenen Erbmuster bestätigen und diese auf andere europäische Länder insgesamt übertragbar sind. Andererseits sollen Ähnlichkeiten und Unterschiede der betrachteten Länder analysiert werden: Wo zeigen sich besondere Erbchancen, worauf kann man dies zurückführen, und inwiefern existieren hierbei divergierende Erbmuster? Zunächst werden auf Grundlage eines theoretischen Generationenmodells empirisch überprüfbare Hypothesen entwickelt. Daraufhin werden Datensatz, Variablen und statistische Methoden kurz vorgestellt. Die empirischen Befunde behandeln bisherige Erbschaften, aber es wird auch ein Blick in die Zukunft gewagt und die Frage gestellt, ob die bisherigen Erbmuster womöglich auch zukünftig gelten. Der Beitrag schließt mit einer zusammenfassenden Bewertung.

## 2 Modell und Hypothesen

Für die Beobachtung und Erklärung von Erbschaften lässt sich ein theoretisches Modell heranziehen (Szydlik 2000, S. 43 ff.), das mittlerweile bei einer Vielzahl von Generationenfragen Anwendung gefunden hat, wie z. B. die Enge der Beziehung, Generationentransfers inklusive Erbschaften, instrumentelle Hilfen und Pflegeleistungen (z. B. Haberkern und Szydlik 2008; Brandt et al. 2009; Deindl 2010; Leopold und Schneider 2010; Steinbach und Kopp 2010). Das Modell bietet einen Rahmen für die sogenannte Generationensolidarität (z. B. Bengtson und Roberts 1991), also im Kern der affektiven (emotionale Bindungen), assoziativen (gemeinsame Aktivitäten) und funktionalen Solidarität. Letztere umfasst das Geben und Nehmen von Geld, Zeit sowie Raum und schließt somit auch Erbschaften ein.

Das Generationenmodell beinhaltet die drei Ebenen Individuen, Familie und Gesellschaft sowie vier Determinantengruppen, nämlich Opportunitäts-, Bedürfnis-, familiäre und kulturell-kontextuelle Strukturen (Abb. 1). Es wird davon ausgegangen, dass der Generationenzusammenhalt erstens von individuellen Faktoren abhängt: einerseits von Bedürfnissen und Wünschen, andererseits von Möglichkeiten, Ressourcen und Gelegenheiten der einzelnen Personen. Diese betreffen beide Parteien, also sowohl Eltern als auch (erwachsene) Kinder, bzw. hier Erblasser und Erben. Zweitens sind die spezifischen Generationenbeziehungen in den (erweiterten) Familienverband eingebettet, und drittens wirken gesellschaftliche Bedingungen einerseits direkt auf die Individuen und andererseits vermittelt über die Familie. Das allgemeine Modell beinhaltet je nach Forschungsperspektive spezifische Hypothesen und bietet die Möglichkeit, potenziell relevante Faktoren in Hinblick auf Individuen, Dyaden, Familien und Gesellschaften zu identifizieren. Für Erbschaften wird unterstellt, dass grundlegende Erbdeterminanten durchaus über Ländergrenzen hinweg wirken können. Es ist allerdings nicht zuletzt eine empirische Frage, inwiefern dies tatsächlich der Fall ist.

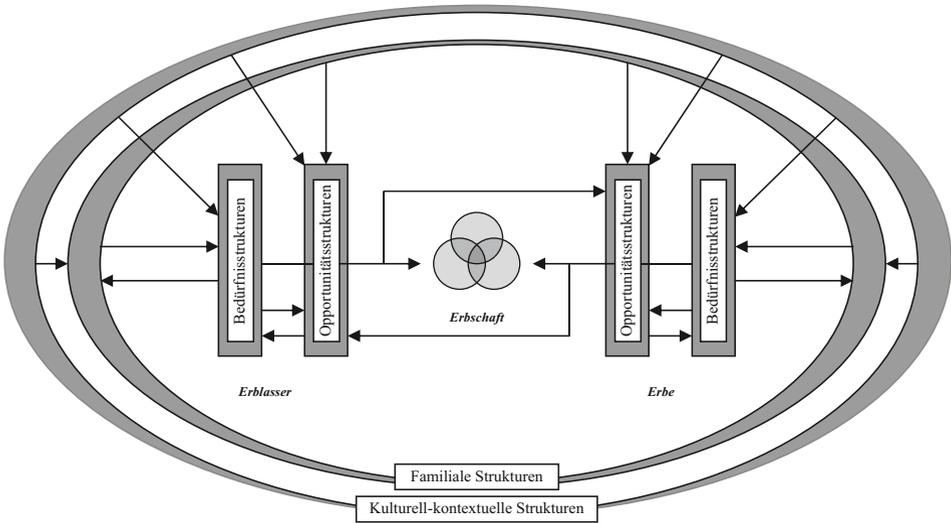


Abb. 1: Generationenmodell

*Opportunitätsstrukturen* stellen Ressourcen oder Gelegenheiten für den Generationenzusammenhalt dar. Sie ermöglichen, fördern, behindern oder verhindern soziale Interaktion. Erblasser müssen zunächst einmal über einen vererbaren Besitz verfügen. Aus Sicht des erwachsenen Kindes, also des prospektiven Erben, erhöht das den Eltern zur Verfügung stehende Vermögen die Möglichkeit, etwas zu erben. Gleichzeitig dürfte für eine Erbschaft eine ganz wesentliche Rolle spielen, ob die Eltern noch leben oder bereits verstorben sind. Unter der Annahme, dass Erbschaften vor allem von den Eltern stammen, kann man dann eher von einer bisherigen Erbschaft ausgehen, wenn Mutter oder Vater verstorben sind. Umgekehrt, dies als weitere Hypothese, steigt die Wahrscheinlichkeit eines noch erwarteten Erbfalls, wenn die Eltern leben. Am ehesten dürften die Befragten von zukünftigen Erbschaften ausgehen, wenn sowohl Mutter als auch Vater leben und am seltensten, wenn beide bereits verstorben sind.

*Bedürfnisstrukturen* zeigen an, inwiefern die betroffenen Individuen die jeweilige Generationensolidarität benötigen. Hierzu zählen emotionale Bedürfnisse, aber auch der Bedarf an instrumentellen Hilfen und finanziellen Transfers. Aus Sicht des prospektiven Erblassers kann es Sinn machen, den Besitz nicht zu früh aus der Hand zu geben: sei es, weil man nicht das halbe Leben gespart hat, um dann im Haus der Kinder zu leben und sich mit der Übertragung des Besitzes auch die Machtverhältnisse in der Familie ändern, sei es, weil sich die vermögenden Eltern im Fall einer vorgezogenen Vermögensübertragung der Zuwendung ihrer Nachkommen nicht sicher sind („King-Lear-Effekt“). Im Sinne bewahrender oder paternalistischer Erbschaften (Blinder 1974; Modigliani 1986) kann man zudem erwarten, dass manche Eltern ihren Besitz möglichst lange selbst behalten, weil sie ihren Kindern einen sorgsam Umgang damit (noch) nicht ganz zutrauen. Zudem kann der eigene Finanzbedarf für das Vererbungsverhalten eine wesentliche Rolle spielen, neben dem Bedarf an Hilfe- und Pflegeleistungen, die dann im Sinne reziproker Vererbungen sozusagen posthum vergolten werden (Kotlikoff und Spivak 1981; Bern-

heim et al. 1985; für eine empirische Studie zu generellen Transfermotiven siehe Künemund und Motel 2000).

Dem Bedarf der Eltern als potenziellen Erblässern steht dem der Kinder als Erben gegenüber. Sie sind zunächst daran interessiert, möglichst frühzeitig in den Genuss des Besitzes zu kommen, also eher in Form von Schenkungen als von Erbschaften. Bedürfnisse der Eltern können somit denen der Kinder entgegenstehen. Einen besonders großen Erbbedarf haben vor allem erwachsene Kinder mit geringen Ressourcen. Wer mit seinem Einkommen nur schwer über die Runden kommt, kann einen Nachlass besonders gut gebrauchen. Dies gilt nicht zuletzt dann, wenn sozialstaatliche Leistungen reduziert werden, sodass im Sinne einer „Renten-Erbschafts-Paradoxie“ (Szydlik und Schupp 2004) ein Ausgleich hochwillkommen wäre. Einerseits kann man von einer Abnahme finanzieller Ressourcen im Alter aufgrund zurückgehender wohlfahrtsstaatlicher Transfers ausgehen. Damit existiert ein größerer Finanzbedarf für Rentenempfänger. Andererseits spricht umgekehrt das Bild von der so genannten Erbschaftswelle dafür, dass finanzielle Gewinne durch familiäre Vermächtnisse deutlich zunehmen. Den geringeren öffentlichen Transfers stünden in diesem Fall größere private Übertragungen gegenüber, die dann im Idealfall auch die Renten reduzierenden Folgen des demographischen Wandels auffangen könnten.

Allerdings ist als Hypothese davon auszugehen, dass einem höheren Bedarf eher weniger entsprochen wird. Dies liegt nicht daran, dass Eltern ihren erwachsenen Kindern bei finanziellen Engpässen nicht unter die Arme greifen würden (z. B. Szydlik 2000, S. 136). Nur stoßen die größeren Bedürfnisse der Kinder häufig auf geringere Ressourcen der Eltern. In Hinblick auf die folgenden empirischen Analysen dürfte damit ein höherer Finanzbedarf aufgrund der Einkommenssituation sogar mit geringeren Erbchancen einhergehen. Ähnliches gilt für den Bildungshintergrund der Befragten im Sinne einer lebenslauftheoretischen Perspektive. Grundlegend ist eine lebenslange Generationensolidarität von Eltern für ihre Kinder, sozusagen von der Wiege bis zur Bahre. Dabei existieren wesentliche Verbindungen zwischen Familienbeziehungen und sozialer Ungleichheit. Die größeren Ressourcen schichthöherer Eltern wirken in der (frühen) Kindheit ihrer Nachkommen (z. B. durch die Wohnsituation und den frühen Bildungserwerb), bei Schulwahl und -erfolg, beim Berufseinstieg. Die Unterstützungsleistungen brechen aber längst nicht mit dem Auszug der erwachsenen Kinder aus dem Elternhaus ab. Damit dürften bereits lebenslang bevorzugte Kinder auch schließlich nach dem Tod der Eltern durch Vererbungen weiterhin privilegiert sein.

Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind in *Familienstrukturen* eingebettet. Diese umfassen unter anderem die Familiengröße und -zusammensetzung, frühere Familienereignisse (wie z. B. Scheidung) sowie familiäre Rollen und Normen. Für Erbschaften kann hierbei die Kinderanzahl von Bedeutung sein. Familien mit vielen Kindern haben größere Ausgaben, sodass generell weniger Vermögen zum Vererben zur Verfügung steht. Darüber hinaus ist der verbleibende Besitz im Erbfall auf relativ viele Nachkommen zu verteilen. Aus Sicht der Erben sind Geschwister durchaus als Erbkonkurrenten einzuschätzen.

Für Enkel sind widersprüchliche Hypothesen denkbar. Einerseits können erwachsene Kinder bevorzugt werden, wenn sie selbst Kinder (aus Sicht des Erblässers: Enkel) zur Welt gebracht und damit die Familie fortgeführt haben. Andererseits besteht mit den

Enkeln eine weitere Alternative zur Verteilung des Besitzes. Somit können nicht nur Geschwister, sondern auch Kinder (Enkel) als Erbkonkurrenten auftreten. Es ist somit eine empirische Frage, welche dieser alternativen Hypothesen eher zutrifft.

*Kulturell-kontextuelle Strukturen* repräsentieren gesellschaftliche Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich Generationenbeziehungen ausdrücken und entwickeln. Hierzu gehören Bedingungen des Sozial-, Wirtschafts- und Steuersystems, des Wohlfahrtsstaates und des Arbeits- und Wohnungsmarktes genauso wie die spezifischen Rollen und Normen von bestimmten Institutionen und Gruppen. Damit sind einerseits Familienstrukturen in die gesellschaftlichen Bedingungen eingebettet, die hierdurch indirekt auf das Verhältnis zwischen den Generationen wirken, andererseits beeinflussen die kulturell-kontextuellen Strukturen die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, Erblassern und Erben direkt.

Bei Vererbungen ist zudem zu diskutieren und empirisch zu untersuchen, inwiefern Geschlechterdifferenzen eine wesentliche Rolle spielen. Söhne sind traditionell gegenüber Töchtern auch im Erbfall bevorzugt worden (vgl. Rosenbaum 1982; Kosmann 1998), aber heutzutage existieren veränderte Geschlechterrollen, Normen und vor allem auch Erbgesetze, die es so gut wie unmöglich machen, bestimmte Kinder zu enterben. Hinzu kommt, dass der Rückgang an landwirtschaftlichen Höfen und Handwerksbetrieben die elterliche Präferenz eines „männlichen Stammhalters“ obsolet werden lässt, außerdem sprechen geringere Geschwisterzahlen im Zuge des demographischen Wandels für eine geringere Wahrscheinlichkeit, Töchter zu benachteiligen. Darüber hinaus kann eine unterschiedliche Behandlung von Kindern im Erbfall als Indiz der Zuneigung ihrer Eltern verstanden werden, sodass diese bei Vererbungen kaum zwischen ihren Kindern diskriminieren (Bernheim und Severinov 2003, S. 735). In Hinblick auf die empirischen Analysen mögen noch einige Reste traditioneller geschlechtsspezifischer Vererbung existieren, diese dürften jedoch insgesamt keine entscheidende Rolle mehr spielen, insbesondere im Vergleich mit anderen Faktoren wie Herkunft und Land.

Zwischen Migranten und Einheimischen, so die Hypothese, dürften hingegen deutliche Erbdifferenzen existieren. Zum einen geht Migration sehr häufig auf mangelhafte Möglichkeiten und Ressourcen im Heimatland zurück. Dies spricht generell nicht dafür, dass größeres vererbbares Vermögen in Aussicht steht. Zum anderen haben Migrantinnen und Migranten im Aufnahmeland gegenüber der einheimischen Bevölkerung im Allgemeinen schlechtere Aufstiegschancen. Damit dürfte auch die zweite Einwanderergeneration seltener erben.

Auch mit dem Geburtsjahrgang können unterschiedliche Chancen zum Vermögensaufbau einhergehen, insbesondere weil die jüngeren Jahrgänge verstärkt von den ökonomisch besseren Chancen nach dem Zweiten Weltkrieg profitieren können. Wenn die (Groß-)Eltern ihren Besitz im Krieg verloren haben, sinken die Erbchancen für ihre erwachsenen Kinder bzw. Enkel. Insofern handelt es sich hier um ein Merkmal auf Gesellschaftsebene, das unmittelbar Folgen für individuelle Opportunitäten haben dürfte.

In Bezug auf Länderunterschiede lassen sich mehrere Hypothesen im Sinne kulturell-kontextueller Strukturen aufstellen, die deutliche erbschaftsrelevante Differenzen unterstellen. Generell kann man vermuten, dass ein größerer wirtschaftlicher Wohlstand mit größeren Vererbungen einhergeht. Wo mehr Besitz vorhanden ist, kann auch mehr an die nächste Generation weitergegeben werden. Damit spielen politische und ökonomische Regimes mit ihren Wohlstandsfolgen eine entscheidende Rolle. Starke Ökonomien mit

großen wirtschaftlichen Chancen für breite Bevölkerungskreise dürften auch bei Erbschaften vorne liegen. Dabei sind lange Zeiträume in den Blick zu nehmen, insbesondere die Chancen privater Vermögensakkumulation der Eltern- und Großelterngeneration. Insofern ist auch bei verstärktem Wirtschaftswachstum in jüngerer Vergangenheit bei bisherigen Vererbungen eher auf frühere Vermögenschancen zu blicken. Es kann sich aber als ertragreich herausstellen, diese mit zukünftig erwarteten Nachlässen zu vergleichen.

Besondere Diskrepanzen dürften sich in den empirischen Analysen durch langfristige Folgen von plan- bzw. marktwirtschaftlichen Regimes zeigen. In den ehemals sozialistischen Staaten war die private Vermögensakkumulation ohnehin eingeschränkt, sodass dort nun auch deutlich geringere Vererbungen zu erwarten sind. Für die im SHARE einbezogene Tschechische Republik und Polen sind damit besonders niedrige Erbquoten zu erwarten. In diesem Sinne dürfte es zudem hilfreich sein, bei Erbanalysen zwischen West- und Ostdeutschen zu differenzieren. Obwohl der Fall der Mauer über 20 Jahre zurückliegt, sind weiterhin langfristige Erbfolgen der besonderen Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik bzw. der „alten“ Bundesrepublik Deutschland zu erwarten. In der DDR war Privateigentum eingeschränkt, nach dem Krieg wurden Wohneigentümer mit Nazi-Vergangenheit enteignet, viele Wohlhabende wanderten in den Westen aus, und auch später war der Erwerb von Privateigentum einschließlich Häuser und Wohnungen aufgrund der politischen und wirtschaftlichen Bedingungen deutlich erschwert. Das geringere Wirtschaftswachstum in der DDR im Vergleich zur „alten“ Bundesrepublik hat die Vermögenschancen ebenfalls verringert, und trotz der relativ günstigen Preise für Wohneigentum vor allem kurz nach dem Mauerfall steht eine Vererbung dieser Werte noch nicht unmittelbar an.

Im Prinzip sind bei länderspezifischen Kontextbedingungen für das Erbgeschehen auch Erbschaftssteuern, Freibeträge und gesetzliche Regelungen wie die Einschränkung der Testierfreiheit zu beachten. Allerdings sind völlige Enterbungen naher Angehöriger wie Partner und Kinder auch im internationalen Vergleich kaum möglich, und die entsprechenden Erbschaftssteuern halten sich generell in Grenzen (Schupp und Szydlik 2004a; Beckert 2009).

Bei der Untersuchung von länderspezifischen Erbmustern stellt sich darüber hinaus die Frage, inwiefern Opportunitäts-, Bedürfnis-, Familien- und kulturell-kontextuelle Strukturen innerhalb bestimmter Länder unterschiedlich wirken. Dabei lassen sich generell für die vier Faktorengruppen sowie für jeweilige Determinanten durchaus übergreifende Muster vermuten. Länderspezifische Vermögenswerte sollten allerdings insbesondere die Erbchancen von Einheimischen beeinflussen, immerhin zielt das nationale Pro-Kopf-Vermögen auf die Besitzstände der Erblasser (Eltern) in den jeweiligen Ländern ab.

### 3 Daten, Variablen und Methoden

Die Analysen basieren auf dem Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE, Börsch-Supan et al. 2005; Börsch-Supan und Jürges 2005).<sup>1</sup> Einbezogen sind

---

1 Mit der Datennutzung ist folgende Erklärung abzugeben: „This paper uses data from SHARE release 2.3.0, as of November 13th 2009. SHARE data collection in 2004–2007 was primarily

14 Länder: Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Irland, Italien, die Niederlande, Österreich, Polen, Schweden, Schweiz, Spanien und die Tschechische Republik. Die Studie umfasst über 34 000 Befragte ab 50 Jahren und ihre (auch jüngeren) Partnerinnen oder Partner. In der vorliegenden Untersuchung wird generell auf die zweite Befragungswelle aus dem Jahre 2006/07 zurückgegriffen. Dabei handelt es sich um die neuesten zur Verfügung stehenden Daten, zudem sind nun im Gegensatz zur ersten Welle auch Irland, Polen und die Tschechische Republik einbezogen.<sup>2</sup> Wer bereits an der ersten Welle teilgenommen hat und seitdem keine (weitere) Erbschaft verzeichnete, wurde in der zweiten Welle „nur“ nach Erbschaften seit der letzten (ersten) Erhebung gefragt. Für diese Personen werden gegebenenfalls die entsprechenden Informationen aus der ersten Befragungswelle im Jahr 2004 berücksichtigt.

Die bisherigen Übertragungen werden folgendermaßen erhoben: „Abgesehen von größeren Geschenken, über die wir vielleicht schon geredet haben/Seit dem letzten Interview – haben Sie oder Ihr/Ihre [Mann/Frau/Partner/Partnerin] je ein Geschenk erhalten oder eine Erbschaft in Geld, Gegenständen oder Immobilien gemacht, deren Wert über 5000 Euro lag?“. Abbildung 2 dokumentiert diese Übertragungen, wobei hier auch noch die wenigen vorher angegebenen Geld- oder Sachgeschenke von mindestens 5000 € einbezogen werden. Ab der dritten Abbildung liegt das Augenmerk auf Erbschaften, sodass nur noch Übertragungen von verstorbenen Elternteilen berücksichtigt sind. Schenkungen treten ohnehin wesentlich seltener auf als Erbschaften (Schupp und Szydlík 2004a), was sich z. B. auch anhand der Altersquoten in Abb. 2 zeigt – außerdem sind sie generell von geringerem Wert, sodass sie bei der o.g. Abfrage eher herausfallen. Zudem werden „lediglich“ Befragte mit mindestens einem verstorbenen Elternteil einbezogen. Umgekehrt werden bei den zukünftigen Erbschaften nur solche Interviewten berücksichtigt, bei denen noch mindestens ein Elternteil lebt.

Der SHARE konzentriert sich auf Erbschaften, die einen bestimmten Umfang überschreiten und ähnelt in dieser Hinsicht eher dem Sozio-oekonomischen Panel als dem Alters-Survey. Daraus resultieren geringere Anteile im Gegensatz zu einer ausdrücklichen Abfrage auch von kleineren Nachlässen. Dafür werden in der vorliegenden Studie nur solche Übertragungen berücksichtigt, die auch eine gewisse finanzielle Relevanz haben. Dies gilt sowohl für die bisherigen als auch die zukünftigen Erbschaften.

Diese Frage lautet: „Wenn Sie an die nächsten zehn Jahre denken – für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass Sie eine Erbschaft machen werden (eingeschlossen Grundstücke, Immobilien und andere Wertgegenstände)?“. Die Befragten konnten dann eine

---

funded by the European Commission through its 5th and 6th framework programmes (project numbers QLK6-CT-2001- 00360; RII-CT- 2006-062193; CIT5-CT-2005-028857). Additional funding by the US National Institute on Aging (grant numbers U01 AG09740-13S 2; P01 AG005842; P01 AG08291; P30 AG12815; Y1-AG-4553-01; OGH A 04-064; R21 AG025169) as well as by various national sources is gratefully acknowledged (see <http://www.share-project.org> for a full list of funding institutions).“

- 2 Für Irland wird vom SHARE bislang kein Gewichtungsfaktor zur Verfügung gestellt, sodass diese Befragten bei den gewichteten Auswertungen nicht in die Berechnungen eingehen – mit Ausnahme von Abb. 4, wo die Anteile für Irland ungewichtet aufgeführt werden. Dies gilt auch für West- und Ostdeutschland in dieser Abbildung. Für die Gesamtquote wird Deutschland insgesamt einbezogen, sodass hierfür eine Gewichtung vorgenommen werden kann.

Wahrscheinlichkeit zwischen 0 und 100 % angeben. Für die vorliegende Untersuchung wird eine zukünftige Erbschaft angenommen, wenn die Interviewten eine Erbwahrscheinlichkeit von mindestens 50 % konstatierten. Selbstverständlich handelt es sich bei dieser Abfrage um eine Prognose, die entsprechend mit Vorsicht zu genießen ist. Allerdings spricht auch einiges für diese Frage. Erstens wird mit dieser Vorhersage nicht, wie bei generellen Prognosen mehr oder weniger implizit üblich, von vergangenen Ereignissen allgemein auf die Zukunft geschlossen, sondern die Untersuchungsteilnehmer werden unmittelbar gefragt. Zweitens müssen die Interviewten nicht allzu sehr „raten“: Letztendlich sind für die Abschätzung zukünftiger Erbschaften die Informationen relevant, ob die Eltern noch leben, ob diese über einen nennenswerten Besitz verfügen und ob dieser Besitz auch bei einer Aufteilung unter wie vielen Geschwistern noch eine gewisse finanzielle Relevanz aufweist. Drittens sprechen auch die im Folgenden dokumentierten Befunde mit der Entsprechung von bisherigen und zukünftigen Erbmustern dafür, dass die Interviewten weitgehend realistische Antworten gegeben haben.<sup>3</sup>

Zunächst werden im Folgenden uni- und bivariate Befunde dokumentiert und mittels logistischer Regressionen geprüft, ob Länderdifferenzen auch unter Kontrolle relevanter Merkmale bestehen bleiben. Schließlich geht es um die Erklärung des bisherigen und zukünftigen Erbgeschehens in den 14 europäischen Ländern. Aufgrund der theoretischen Vorüberlegungen sowie der Datenstruktur sind drei Ebenen zu unterscheiden: Individuen, Haushalte und Länder. Um die Einflüsse und Unterschiede auf diesen Ebenen angemessen zu erfassen, werden logistische Mehrebenenmodelle verwendet (Hox 1995; Guo und Zhao 2000; Snijders und Bosker 2002). Obwohl aus statistischer Sicht „wenige“ Länder zur Verfügung stehen, verfügt die Mehrebenenanalyse über eine Reihe von Vorteilen. So wird die hierarchische Struktur der Daten und des theoretischen Modells berücksichtigt. Zudem wird der Tatsache Rechnung getragen, dass eine Unabhängigkeit der Beobachtungen aufgrund der hierarchischen Datenstruktur generell nicht gewährleistet ist (mehrere Personen im selben Haushalt, Personen und Haushalte im selben Land), sodass bei logistischen Regressionen im Prinzip nicht von einer unverzerrten, effizienten Schätzung der Koeffizienten ausgegangen werden kann. Für die Schätzung der Mehrebenenmodelle wird die Software Stata (Modul GLLAMM) verwendet. Nichtsdestotrotz wurden die Modelle ebenfalls vergleichsweise als logistische Regressionen mit und ohne y-Standard-

3 Als unabhängige Variablen werden herangezogen: Eltern leben (nicht mehr); Alter der Befragten; Auskommen mit dem Haushaltseinkommen („Mit großen/einigen Schwierigkeiten“ vs. „(einigermaßen) leicht“); drei Bildungsschichten auf Basis der „International Standard Classification of Education“ (ISCED) 1997 (vgl. OECD 1999; maximal „lower secondary education“, „upper“ bis „post-secondary education“, „tertiary education“ – für Deutschland sind dies maximal Realschulabschluss/Fachhochschulreife oder Abitur/(Fach-)Hochschulabschluss); Eigentümer (auch nicht selbst genutzter Immobilien); bisherige Erbschaft (s. o.); Befragungsperson hat seit dem letzten Interview bzw. in den letzten zwölf Monaten jemanden gepflegt bzw. im Haushalt oder bei bürokratischen Angelegenheiten geholfen); Geschwisterzahl der Befragten; Untersuchungsperson hat (mindestens) ein Kind; Geschlecht der Befragten; Migration (anderes Geburtsland oder Staatsangehörigkeit) und kaufkraftbereinigtes Pro-Kopf-Vermögen je Land in 10 000 € (die Werte reichen von umgerechnet 26 692 € in Polen bis 148 924 € in der Schweiz; Davies et al. 2007; Frick und Grabka 2009).

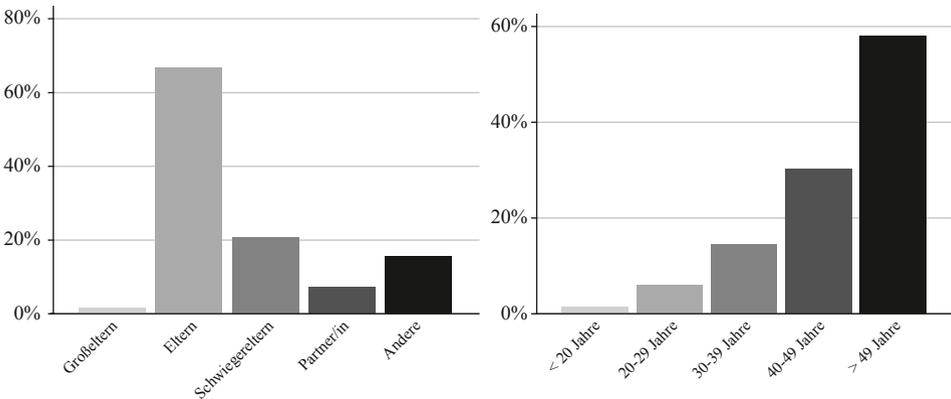
disierung geschätzt (Mood 2010). Auch wenn sich manche Effekthöhen unterscheiden, ergeben sich generell dieselben Zusammenhänge.

#### 4 Befunde: Erben in Europa

Woher stammen die Übertragungen, und wann erfolgen sie? Handelt es sich hierbei überhaupt um ein Generationenthema, und können die finanziellen Gewinne vom Zeitpunkt her im Sinne der Renten-Erbschafts-Paradoxie potenziell für die Alterssicherung herangezogen werden? Die ersten beiden Auswertungen (Abb. 2) bejahen beide Fragen.

Die allermeisten Übertragungen gehen in der Tat auf die Linienverwandten zurück und zwar vor allem auf die eigenen Eltern (aufgrund von Mehrfachnennungen summieren sich die Anteile auf über 100 %). Damit dürfte der finanzielle Gewinn in elementare Familienprozesse eingebettet sein und die Generationenbeziehung hiervon bereits geraume Zeit vor dem eigentlichen Erbzeitpunkt beeinflusst werden, sei es explizit, sei es implizit. An zweiter Stelle stehen die Schwiegereltern. Dies spricht für die Bedeutung der sozialen Homogamie: da höhere Sozialschichten häufig auch Partner aus höheren Sozialschichten wählen, erfolgen hier oftmals doppelte Erbschaften, also von den eigenen sowie (indirekt) von den Schwiegereltern. Auch wenn die Übertragungen von Großeltern vergleichsweise selten ausfallen, belegen die Befunde für Eltern und Schwiegereltern eindrücklich die Bedeutung der Linienverwandten. Wer sich mit Erbschaften beschäftigt, hat sich in erster Linie den Generationenbeziehungen in der Familie zuzuwenden.

Vor dem Hintergrund dieser Befunde sind die Altersquoten nicht überraschend. Da es sich vor allem um Erbschaften von den Eltern handelt, erfolgen die Übertragungen hauptsächlich in der zweiten Lebenshälfte.<sup>4</sup> Eltern geben ihr Vermögen erwartungsgemäß



**Abb. 2:** Übertragungen: Herkunft und Alter. (Datenbasis: SHARE 2006. Gewichtete Ergebnisse. n: 6150/5936.)

4 Eigene Berechnungen für Deutschland auf Basis des Sozio-oekonomischen Panels ergeben im Vergleich zu Erbschaften nicht nur wesentlich seltenere, sondern auch erheblich frühere Schenkungen.

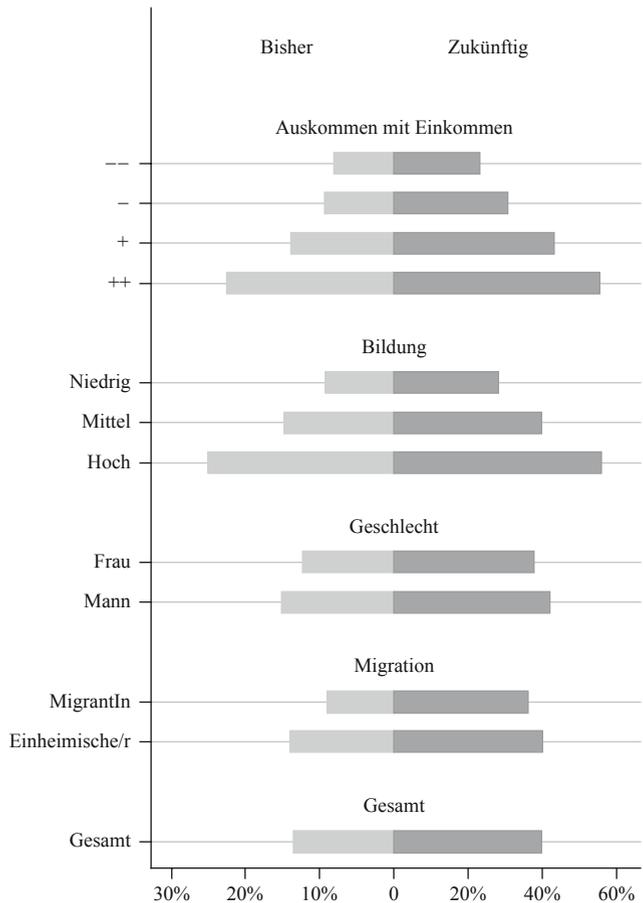
nicht zu früh aus der Hand. Die Altersquoten liefern auch erste Hinweise zur „Renten-Erbschafts-Paradoxie“. Jedenfalls kann das Vermögen der Eltern durchaus eine bedeutende Rolle für die Alterssicherung ihrer erwachsenen Kinder spielen; zumindest besteht wenig Gelegenheit, den Besitz der Eltern vorher zu konsumieren. Allerdings sind für eine fundierte Abschätzung der Paradoxie die Bedürfnisstrukturen der Erben genauer in den Blick zu nehmen.

Zusätzliche Auswertungen ergeben für die 14 Länder jeweils dieselben Herkunfts- und Altersmuster wie gesamthaft in Abb. 2 (kleinere Abweichungen können auf die jeweilige Fallzahl zurückgehen).

Im Folgenden werden „lediglich“ Übertragungen von verstorbenen Eltern betrachtet, sodass der Fokus auf den Erbschaften liegt. Zudem sind bei den bisherigen Erbschaften nur Personen mit mindestens einem verstorbenen Elternteil einbezogen. Umgekehrt werden bei den zukünftig erwarteten Nachlässen nur Befragte berücksichtigt, bei denen noch mindestens ein Elternteil lebt.

Gemäß Abb. 3 haben 14 % der Befragten mit mindestens einem verstorbenen Elternteil von diesen eine Übertragung ab 5000 € erhalten. Dieser Anteil verdeutlicht, dass nen-

**Abb. 3:** Erbschaften: Einkommen, Bildung, Geschlecht und Migration. (Datenbasis: SHARE 2006. Gewichtete Ergebnisse. n: 28907/7439.)



nenswerte Erbschaften eher einer kleinen Bevölkerungsgruppe zugute kommen. Zudem berichten gerade solche Personen von Nachlässen, die mit ihrem Haushaltseinkommen leicht über die Runden kommen. Bei den bisherigen Erbschaften lässt sich nicht völlig ausschließen, dass die Finanzsituation des Haushalts auch auf vorherige Vermögensübertragungen zurückzuführen ist. Allerdings zeigt sich bei den zukünftig erwarteten Erbschaften dasselbe Bild: Wer die Lebenshaltungskosten nur mit Schwierigkeiten aufwenden kann, erwartet eher keine erbbedingten Zuwächse. Dieses Ergebnis legt nahe, dass auch bei den bisherigen Übertragungen i. d. R. keine Umkehrung der Einkommenssituation erfolgt ist.

Dies wird auch durch die Bildungsbefunde gestützt. Es sind eben nicht die niedrigen Bildungsschichten, deren prekärere Situation durch private Vermögenstransfers aufgefangen wird. Zwar kommen in der Tat einige geringer Qualifizierte in den Genuss von Erbschaften. Die Quoten fallen jedoch bei den mittleren und insbesondere höheren Bildungsschichten wesentlich höher aus. Damit unterstützen die Befunde eine „lebenslange Generationensolidarität“: Eltern aus höheren Sozialschichten gelingt es deutlich besser, auch ihren Kindern höhere Bildungsabschlüsse zu verschaffen, und ebendiese Eltern verfügen auch viele Jahrzehnte später über größere Vermögensbestände, die sie nach ihrem Ableben an ihre erwachsenen Kinder weiterreichen. Aus einer Lebenslaufperspektive tragen damit Vererbungen zu einer Vergrößerung sozialer Differenzen bei: Höhere Bildungsschichten erhalten mehr, und dieser Zusammenhang dreht sich auch in Zukunft nicht um. Vielmehr erwarten die besser Gebildeten auch verstärkt Vermögenszuwächse in Form von Nachlässen.

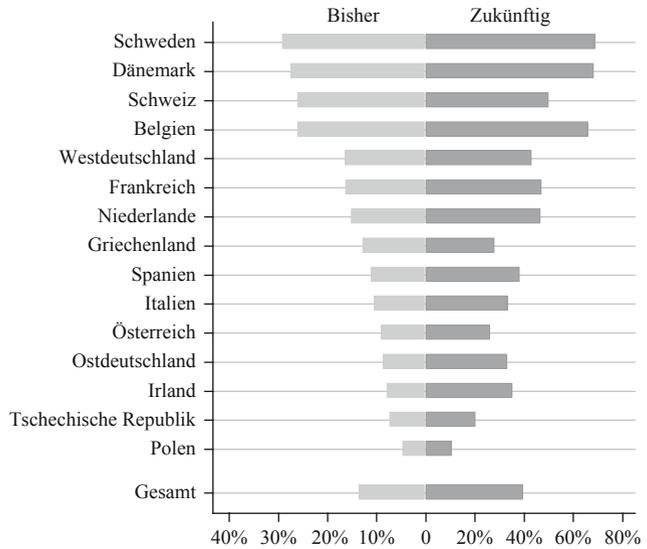
Demgegenüber fallen die geschlechtsspezifischen Differenzen wesentlich geringer aus. Frauen sind der Grafik zufolge zwar sowohl bei bisherigen als auch zukünftigen Erbschaften etwas benachteiligt. Es bleibt allerdings den folgenden multivariaten Analysen vorbehalten, die Bedeutung dieser Unterschiede unter Berücksichtigung weiterer Einflussfaktoren zu eruieren.

Migranten haben i. d. R. sowohl im Heimat- als auch im Aufnahmeland geringere Vermögenschancen, und dies zeigt sich auch an den bisherigen und erwarteten Erbschaften. Dennoch bleiben die Migrationsunterschiede hinter den Einkommens- und Bildungsdifferenzen zurück, was auch darauf zurückgeführt werden kann, dass Migranten und Einheimische teilweise aus unteren, teilweise aber auch aus höheren sozialen Schichten stammen.

Abbildung 4 dokumentiert die Erbanteile in den 14 europäischen Ländern; zusätzlich wird zwischen Ost- und Westdeutschland differenziert. Dabei zeigen sich große Unterschiede. In Hinblick auf die bisherigen Erbschaften sind Schweden, Dänemark, die Schweiz und Belgien führend: 29 % der einbezogenen Schweden und 27 % der Dänen haben bereits eine Übertragung von den Eltern erhalten, bei den Schweizern und Belgiern sind es jeweils 26 %. Das obere Mittelfeld besteht aus Westdeutschland, Frankreich und den Niederlanden mit 16, 16 und 15 %. Das untere Mittelfeld reicht von Griechenland (13 %) bis etwa Ostdeutschland (9 %). Zuletzt folgen Irland, die Tschechische Republik und Polen mit 8, 7 und 5 %.

Die anhand der bisherigen Erbschaften ermittelte Länderreihenfolge wird von den zukünftig erwarteten Nachlässen insgesamt bestätigt (die Rangfolge der Schweiz und Belgien ergibt sich lediglich über die zweite Nachkommastelle). Es ist somit kein Ausgleich

**Abb. 4:** Bisherige und zukünftige Erbschaften: Ländervergleich. (Datenbasis: SHARE 2006. Gewichtete Ergebnisse, n: 29921/7615.)



von bislang schlechteren Erbchancen in Sicht. Sage und schreibe 69 % der Schweden und Dänen erwarten mit einer mindestens 50-prozentigen Wahrscheinlichkeit in den nächsten zehn Jahren noch eine Erbschaft, in Frankreich und den Niederlanden trifft dies auf beinahe die Hälfte zu, in Westdeutschland auf 43 %, in Tschechien auf ein Fünftel, in Polen auf ein Zehntel. Interessant ist, dass in Ostdeutschland und Irland mit 34 und 36 % teilweise gegen den Trend etwas häufigere zukünftige Erbschaften erwartet werden, was einen gewissen Aufholprozess nahe legt.

Insgesamt belegt Abb. 4 stark ausgeprägte Länderdifferenzen und unterstreicht die Bedeutung von Erbanalysen im internationalen Vergleich. Bei den bisherigen Erbschaften reicht die Bandbreite von 29 bis 5 %, bei den zukünftigen Vererbungen von 69 bis 11 %. Allerdings ist bei solchen deskriptiven Befunden prinzipiell nicht auszuschließen, dass die gefundenen Unterschiede vorrangig auf Kompositionseffekten beruhen könnten. In diesem Fall wären weniger Länderunterschiede von Belang, sondern eher individuelle, familiale oder andere kulturell-kontextuelle Merkmale, die in den einzelnen Staaten unterschiedlich häufig auftreten. Um diesen Effekten auf die Spur zu kommen, bedarf es multivariater Analysen.

Tabelle 1 bietet die Ergebnisse logistischer Regressionsanalysen in Form von odds ratios. Koeffizienten über 1 weisen im Vergleich zur Referenzgruppe auf eine höhere Erbwahrscheinlichkeit, Parameter unter 1 auf eine niedrigere Erbchance hin. In „Bruttomodellen“ werden die Ländereffekte ohne Kontrollvariablen, in den „Nettomodellen“ unter Einschluss der in Tab. 2 aufgeführten unabhängigen Variablen (ohne Makrovariable) geschätzt. Als Referenz dient Westdeutschland, denn einerseits stehen hiermit relativ viele Fälle zur Verfügung, andererseits wird im Sinne einer konservativen Schätzung kein Land aus der obersten oder untersten Erbschaftsgruppe gewählt.

Die Bruttomodelle entsprechen den in Abb. 4 aufgeführten Befunden, und es zeigen sich entsprechend deutliche, hochsignifikante Länderdifferenzen. Diese verschwinden auch

**Tab. 1:** Ländereffekte

	Bisherige Erbschaften		Zukünftige Erbschaften	
	Brutto	Netto	Brutto	Netto
Schweden	2,25***	2,69***	1,74***	2,28***
Dänemark	1,94***	1,75***	1,73***	1,53***
Schweiz	1,82***	2,30***	1,39***	1,47***
Belgien	1,78***	2,12***	1,78***	2,29***
Westdeutschland				
Frankreich	0,99	1,29**	1,30**	1,34**
Niederlande	0,92	1,05	1,33***	1,57***
Griechenland	0,76***	1,06	0,62***	0,70***
Spanien	0,57***	0,91	0,71***	1,24*
Italien	0,61***	0,93	0,69***	1,02
Österreich	0,50***	0,51***	0,43***	0,57***
Ostdeutschland	0,48***	0,44***	0,71**	0,73*
Irland	0,43***	0,44***	0,69***	0,88
Tschechien	0,34***	0,41***	0,32***	0,36***
Polen	0,22***	0,30***	0,26***	0,32***
<i>n</i>	27286	27286	28138	28138

*Datenbasis:* SHARE 2006. Logistische Regressionen. Ungewichtete Ergebnisse. Koeffizienten signifikant zum \*0,10-, \*\*0,05-, \*\*\*0,01-Niveau

nicht bei den multivariaten Analysen. Im Vergleich zu Westdeutschland weisen auch unter Kontrolle relevanter individueller und familialer Faktoren insbesondere Schweden, Dänemark, die Schweiz und Belgien deutlich höhere Erbquoten in Vergangenheit und Zukunft auf, wobei vor allem in Österreich, Ostdeutschland, Tschechien und Polen erheblich niedrigere Erbschaftschancen existieren (es ist generell nicht ganz auszuschließen, dass beim deutlich niedrigeren Anteil in Österreich auch Befragungseffekte eine Rolle spielen, allerdings weist Österreich ebenfalls ein relativ niedriges Pro-Kopf-Vermögen auf).

Auffällig sind auch die hochsignifikanten Diskrepanzen bei bisherigen Erbschaften zwischen West- und Ostdeutschland. Mittlerweile werden die beiden Landesteile in den meisten Studien zusammengefasst, also gesamthaft von Deutschland berichtet. Dies macht durchaus Sinn, wenn sich langfristige Folgen der divergierenden politischen und ökonomischen Regimes in Grenzen halten. Bei Erbschaften ist dies jedoch nicht der Fall. Allerdings fallen die Unterschiede bei zukünftigen Nachlässen deutlich geringer aus und schwächen sich unter Berücksichtigung weiterer relevanter Variablen zunehmend ab; hierbei sind jedoch vor allem Einkommenseffekte zu verzeichnen, die ebenfalls Ost-

**Tab. 2:** Mehrebenenanalysen

	Bisherige Erbschaften		Zukünftige Erbschaften	
	Brutto	Netto	Brutto	Netto
<i>Opportunitätsstrukturen</i>				
Mutter lebt	0,79**	0,50***	0,48***	0,63***
Vater lebt	0,74**	0,46***	0,55***	0,70*
Eltern verstorben			0,02***	0,04***
Eltern leben				
<i>Bedürfnisstrukturen</i>				
HH-Auskommen	1,85***	1,52***	2,32***	1,64***
Niedrige Bildung				
Mittlere Bildung	1,84***	1,51***	3,76***	1,63***
Hohe Bildung	3,01***	2,45***	6,95***	2,67***
Eigentümer			2,97***	1,50***
Bisherige Erbschaft			1,66***	1,29***
Hilfe/Pflege			3,88***	1,88***
<i>Familiale Strukturen</i>				
Keine Geschwister				
1 Geschwister	1,17***	1,05	2,15***	1,14
2 Geschwister	1,00	0,90	2,35***	1,12
3+ Geschwister	0,70***	0,66***	1,68***	0,90
Kind	0,74***	0,76***	1,01	0,87
<i>Kulturell-kontextuelle Strukturen</i>				
Frau	0,86***	0,93	1,02	0,87*
Migrant/in	0,44***	0,42***	0,66***	0,63***
Alter	0,97***	0,96***	0,84***	0,92***
Vermögen/Land	1,06***	1,05***	1,17***	1,10***
<i>Modelleigenschaften</i>				
Varianz Personen		$\pi^2/3$		$\pi^2/3$
Varianz Haushalte		0,47 (0,18)		3,98 (0,73)
Varianz „Länder“		0,18 (0,01)		0,22 (0,02)
Intraclass Correlation		0,06		0,06
n (Personen)	27286	27286	28138	28138
n (Haushalte)	19750	19750	20163	20163
n („Länder“)	15	15	15	15
BIC		21778,07		16833,85

*Datenbasis:* SHARE 2006. Ungewichtete Ergebnisse. Die 15 „Länder“ beinhalten auch Ost- und Westdeutschland. Koeffizienten signifikant zum \*0,10-, \*\*0,05-, \*\*\*0,01-Niveau

West-Differenzen widerspiegeln. Zudem wären noch höhere Fallzahlen für Ostdeutschland wünschenswert.

Worauf sind, neben Länderdifferenzen, bessere bzw. schlechtere Erbchancen zurückzuführen? Welche Rolle spielen hierbei Opportunitäts-, Bedürfnis-, familiale und kulturell-kontextuelle Strukturen im Sinne der in Abschn. 2 aufgestellten Hypothesen? Tabelle 2 dokumentiert die Ergebnisse von Mehrebenenanalysen. Wiederum werden Brutto- und Nettoeffekte, also Modelle ohne und mit den jeweils anderen unabhängigen Variablen dokumentiert.

*Opportunitätsstrukturen:* Wenn Mutter oder Vater noch leben, ergibt sich eine deutlich niedrigere Wahrscheinlichkeit bisheriger Erbschaften im Vergleich mit Personen, deren beider Eltern bereits verstorben sind. Dies steht in Einklang mit dem Befund in Abb. 2, dass Erbschaften vorrangig auf die Eltern zurückgehen. Da bei den bisherigen Übertragungen von Eltern lediglich Befragte mit mindestens einem verstorbenen Elternteil berücksichtigt sind, ist hier die Variable „Eltern leben“ nicht einbezogen. Bei den zukünftig erwarteten Erbschaften stellt sie jedoch die Referenzgruppe dar: Alle anderen Konstellationen bieten deutlich geringere Erbchancen. Dies gilt erwartungsgemäß besonders für solche Befragte, bei denen sowohl Mutter als auch Vater verstorben sind. Auch in der Zukunft kann man vor allem Nachlässe von den Eltern erwarten.

*Bedürfnisstrukturen:* Die deskriptiven Befunde bestätigen sich auch im multivariaten Mehrebenenmodell. Erbschaften kommen vor allen solchen Personen zugute, die einen Ausgleich für finanziellen Bedarf weniger nötig haben. Ein niedriges Haushaltseinkommen geht nicht mit größeren Erbschaftschancen einher. Dem höheren Finanzbedarf wird somit generell kaum entsprochen. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall. Wer aufgrund einer niedrigeren Bildung benachteiligt ist, kann ebenfalls nur relativ selten mit einem solchen finanziellen Zugewinn rechnen. Diese Befunde stützen wiederum die lebenslange Generationensolidarität, insofern schichthöhere Eltern den Bildungserfolg und demzufolge auch die Einkommenschancen ihrer Kinder fördern und ihnen neben vielen anderen Zuwendungen schließlich auch noch nennenswerte Nachlässe zukommen lassen können.

Auch multivariat zeigt sich, dass die bisherigen Erbvorrechte höherer Schichten in Zukunft fortgeschrieben werden. Jedenfalls ist zumindest mittelfristig kein Ausgleich in Sicht. Vielmehr weisen die Befunde sowohl für die Einkommen als auch die Bildungsgruppen darauf hin, dass sich die Differenzen sogar noch erhöhen werden.

Da Wohneigentum auch auf eine bisherige Übertragung zurückgehen kann, wurde diese Variable hierfür nicht berücksichtigt. Aber bei den zukünftig erwarteten Erbschaften zeigt der positive hochsignifikante Koeffizient, dass gerade Immobilienbesitzer auch wegen zukünftiger Erbschaften mit weniger Sorgen in ihre finanzielle Zukunft blicken können. Dem größeren Bedarf weniger vermögender Bevölkerungsgruppen wird auch in dieser Hinsicht deutlich seltener entsprochen. Dieser Befund wird zudem durch die Tatsache abgerundet, dass bisherige Erben sogar noch verstärkt weitere Erbschaften erwarten. Wer bereits etwas erhalten hat, bekommt besonders häufig noch etwas dazu.

Hilfe- und Pflegeleistungen sind Hinweise auf einen entsprechenden Bedarf. Mit den zur Verfügung stehenden Daten kann man nicht belegen, ob solche Unterstützungen tatsächlich posthum vergolten werden. Aber man stellt fest, dass Hilfe- bzw. Pflegeleistende eher zukünftige Erbschaften erwarten. Insofern könnten gerade vermögende Erblasser zu Lebzeiten besondere Zuwendungen von ihren prospektiven Erben erhalten.

*Familienstrukturen:* Geschwister können Erbkongurrenten sein, zumindest bei bisherigen Übertragungen von Eltern, wenn mindestens drei Schwestern oder Brüder vorhanden sind. Hierfür können zwei zusammenwirkende Gründe verantwortlich gemacht werden: Erstens können die finanziellen Aufwendungen für vier und mehr Kinder zu geringeren vererbten Vermögenswerten der Eltern führen, die sich dann zweitens aufgrund der höheren Erbteilung für das einzelne Kind noch weiter verringern. Damit ergeben sich entweder gar keine Erbschaften, oder sie sind so geringfügig, dass sie unter die in der Befragung vorgegebene Grenze von 5000 € fallen. Bei zwei oder drei Kindern ist diese Schwelle i. d. R. offenbar noch nicht signifikant unterschritten. Bei den Bruttomodellen ergeben sich auch bei den erwarteten Erbschaften signifikante Koeffizienten. Diese sind jedoch auf die ältesten Befragten zurückzuführen (die vor allem dann Erbschaften erwarten, wenn noch mehrere Geschwister vorhanden sind) und verschwinden unter Kontrolle des Alters und ob die Eltern noch leben. Bei den unter 60jährigen zeigt sich mit einem signifikant negativen Effekt bei drei und mehr Geschwistern dieselbe Situation wie bei den bisherigen Erbschaften.

Das Vorhandensein von Kindern (aus Sicht der Erblasser: Enkel) kann im Prinzip zu einer „Belohnung“ für die Fortführung der Familie führen, aber auch zu einem Überspringen der mittleren Familiengeneration. Die prospektiven Erben erwarten für die Zukunft generell keine Folgen, wobei sich die beiden Alternativen im Durchschnitt aber auch ausgleichen können. Für die Vergangenheit lässt sich feststellen, dass Enkel die Erbchancen der erwachsenen Kinder in Europa insgesamt etwas verringert haben.

*Kulturell-kontextuelle Strukturen:* Der nicht signifikante Koeffizient unter Einschluss weiterer relevanter Merkmale spricht dafür, dass Eltern bei der Verteilung ihres Nachlasses heutzutage kaum mehr zwischen Töchtern und Söhnen unterscheiden. Dies unterstreicht die Bedeutung veränderter Rollen, Normen, Erbgesetze sowie Familien- und Wirtschaftsstrukturen. Bei den zukünftigen Erbschaften ergibt sich ein schwach signifikanter Koeffizient. Aufgrund der Befunde zu den bisherigen Übertragungen kann man es als eher unwahrscheinlich einschätzen, dass im Gegensatz zur Vergangenheit Töchter zukünftig beim Vererben signifikant diskriminiert werden. Möglicherweise erwarten jedoch einige Frauen weiterhin solche Geschlechterdifferenzen. Es ist aber auch ein Befragungseffekt denkbar, wenn die engeren emotionalen Bindungen von Töchtern gegenüber ihren Eltern zu einer etwas häufigeren Verneinung einer erwarteten Erbschaft beitragen. Immerhin wird mit der Erhebung zukünftiger Erbschaften, zumal mit dem Hinweis auf die nächsten zehn Jahre, zumeist der Tod der Eltern angesprochen. Eine besonders enge Bindung könnte dann für einige Befragte dazu führen, dass man sich den Tod der Eltern und die daraus folgende Erbschaft lieber nicht vorstellen mag.

Migranten weisen gegenüber Einheimischen deutlich geringere Erbchancen auf. Migration erfolgt häufig aus wirtschaftlichen Gründen, und die Befunde legen auch vergleichsweise geringere Ressourcen der Eltern von Migranten nahe. Dabei ist nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die weitere Zukunft eine deutliche erbschaftsbedingte Benachteiligung zu erkennen. Dies dürfte dann sogar Folgen für die Kinder (und Enkel) der Migranten haben, insofern seltenere Erbschaften entsprechend weniger Mittel für eigene Vererbungen nach sich ziehen können.

Ältere Befragte berichten von weniger Erbschaften. Bei den bisherigen Übertragungen hätte man *ceteris paribus* vermuten können, dass eine längere Lebensdauer die Erb-

chancen erhöht, da man mit der Zeit mehr potenzielle Erblasser überlebt. Die Befunde sprechen jedoch eher für einen Kohorteneffekt: Ältere Jahrgänge haben häufiger Eltern, die ihr Vermögen durch Krieg und Hyperinflation verloren haben. Der Wirtschaftsaufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg kommt dann in Hinblick auf Erbschaften eher den Kindern der so genannten Wirtschaftswundergeneration zugute.

Um den Länderdifferenzen noch genauer auf die Spur zu kommen, wurde im Mehrebenenmodell ein Makroindikator eingeführt und zwar das kaufkraftbereinigte Pro-Kopf-Vermögen (in 10 000 €) in den einzelnen Ländern. Hiermit wird im Gegensatz zu Studien, die vorgefundene Länderunterschiede eher theoretisch erklären, auch eine empirische Hypothesenprüfung vorgenommen. Länder mit niedrigem Pro-Kopf-Vermögen zählen zu den Erbschaftsverlierern. Wo jedoch viel Vermögen vorhanden ist, kann auch mehr ver- und geerbt werden. Demnach haben historische Bedingungen, ökonomischer (Miss-)Erfolg und politische Entscheidungen auf Länderebene deutliche Auswirkungen auf finanzielle Zugewinne durch familiäre Generationensolidarität. Länder mit größeren Möglichkeiten zum Vermögensaufbau bieten auch bessere Erbschancen. Damit dürften die familialen Generationenbeziehungen besonders in den Ländern vom Erbgeschehen beeinflusst sein, in denen größere Vermögenswerte zur Verfügung stehen.

In einem weiteren Schritt wurden die in Tab. 2 aufgeführten Modelle für die einzelnen Länder sowie für Bildungsschichten, Einkommensgruppen, Geschlechter, Einheimische/Migranten sowie Altersgruppen abschließend getrennt geschätzt. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, all diese Analysen einzeln zu dokumentieren. Insgesamt zeigt sich im europäischen Ländervergleich eine beeindruckende Stabilität der in der Tabelle aufgeführten Befunde. Zwar verlieren einzelne Koeffizienten in einzelnen Ländern zuweilen ihre statistische Signifikanz, was nicht zuletzt auf entsprechend geringeren Fallzahlen beruhen dürfte. Die allermeisten Parameter weisen jedoch weiterhin in dieselbe Richtung, und signifikante Vorzeichenwechsel sind die große Ausnahme. Gerade die besonders bedeutsamen Befunde in Tab. 2 ergeben sich auch innerhalb der Länder und Bevölkerungsgruppen. Der Verlust der Eltern, das Haushaltsauskommen, die Bildungsschicht, Hilfe- bzw. Pflegeleistungen, der Migrationsstatus und das Alter bzw. Geburtsjahr wirken weitgehend in der hier dokumentierten Form.

Wenn, dann zeigen sich eher interpretationsfähige Tendenzen beim Ausmaß einzelner Determinanten. Dies gilt jedoch weniger für die einzelnen Länderanalysen, die ausgenommen des Makroindikators letztendlich keine klaren Muster z. B. im Sinne einer Nord-Süd- oder West-Ost-Achse ergeben. Allerdings haben Migranten bislang besonders geringe Erbschancen, besser gebildete und begüterte Immigranten sind deutlich bevorzugt, und die länderspezifischen Vermögenswerte wirken besonders für Einheimische, zumal dieser Makroindikator i. d. R. auf Besitzstände von Erblassern im selben Land verweist. Zudem beeinflusst das durchschnittliche Pro-Kopf-Vermögen die Erbschancen der ältesten Jahrgänge relativ wenig, was auf Kriegs- und Inflationsfolgen bzw. historische Entwicklungen zurückgeführt werden kann und dafür spricht, dass sich die erbschaftsbedingten Unterschiede zwischen den Ländern über die Zeit vergrößert haben und in Zukunft noch ausweiten werden.

## 5 Fazit

Erbschaften sind eine wichtige Form der Generationensolidarität. Die meisten Nachlässe stammen von den Eltern, sodass der finanzielle Gewinn mit einem großen persönlichen Verlust einhergeht und in komplexe Familienprozesse eingebettet ist. Damit hat sich die Erbschaftsforschung den Generationenbeziehungen in der Familie zuzuwenden.

Für Erbschaften sind sowohl individuelle Opportunitäten und Bedürfnisse als auch familiäre und kulturell-kontextuelle Strukturen von großer Bedeutung. Bei bisherigen Erben sind zumeist Eltern(teile) verstorben, und zukünftige Nachlässe kann man vor allem dann erwarten, wenn Mutter und Vater noch leben. Allerdings sind es spezielle Personengruppen, die eher in den Genuss von Nachlässen kommen. Bevorzugt sind die höheren Schichten. Dies verweist auf eine Lebenslaufperspektive: Eltern aus höheren Sozialschichten verfügen über größere Ressourcen für die lebenslange Generationensolidarität. Es gelingt ihnen in der Regel auch ihren Kindern bessere Positionen im Gefüge sozialer Ungleichheit inklusive höherer Bildungsabschlüsse zu verschaffen. Selbst nach ihrem Tod profitieren ihre Kinder in besonderem Maße und zwar in Form der Vermögensübertragung durch Vererbung. Der besondere finanzielle Bedarf niedrigerer Sozialschichten wird damit kaum erfüllt. Zwar erhalten und erwarten auch einige erwachsene Kinder aus unteren und mittleren Schichten nennenswerte Nachlässe, die im Verhältnis zum vorherigen „Vermögen“ sogar einem größeren relativen Zugewinn entsprechen können. Diese sind allerdings wesentlich seltener.

Das Matthäus-Prinzip („Wer hat, dem wird gegeben“) wird durch eine Reihe weiterer Befunde verstärkt: Wer über ein besonders gutes Haushaltseinkommen verfügt, gehört eher zu den Erben – in Vergangenheit und Zukunft. Geschlechtsspezifische Differenzen lassen sich kaum erkennen, aber Einheimische haben im Vergleich zu Migranten wesentlich bessere Erbchancen. Immobilienbesitzer sind ebenfalls klar bevorzugt, und es sind gerade die bisherigen Erben, die auch noch für die Zukunft weitere Nachlässe erwarten. Damit lässt sich auch die „Renten-Erbschafts-Paradoxie“ auflösen: Gerade die Personengruppen, die nennenswerte Nachlässe aufgrund des Rückzugs des Wohlfahrtsstaates besonders nötig hätten, können in der Regel nicht damit rechnen.

Diese Muster zeigen sich auch in den einzelnen Ländern. Personen mit höherer Bildung und Einkommen erhalten genauso wie Einheimische überall mehr Erbschaften. Damit werden bisherige Befunde für Deutschland auch für die anderen europäischen Länder bestätigt. Dies trifft für die Vergangenheit zu, aber auch für die Zukunft. Gleichzeitig belegen die empirischen Analysen bei den Erbchancen große Länderunterschiede. In Schweden, Dänemark, Belgien und der Schweiz zeigen sich deutlich höhere Erbquoten. Das obere Mittelfeld besetzen Westdeutschland, Frankreich und die Niederlande, im unteren Mittelfeld finden sich Griechenland, Spanien, Italien und Österreich. Die wenigsten Nachlässe werden in Ostdeutschland, Irland, der Tschechischen Republik und Polen weitergegeben. Diese Länderdifferenzen ergeben sich auch unter Berücksichtigung einer Vielzahl von individuellen, familialen und kulturell-kontextuellen Strukturen. Als wichtiger Indikator stellt sich hierbei das länderspezifische Pro-Kopf-Vermögen heraus. Wo umfangreichere Vermögenswerte vorhanden sind, wo politische und ökonomische Bedingungen und Ereignisse zu einem größeren Vermögensaufbau der vorherigen Genera-

tionen beigetragen haben, stehen wesentlich mehr Nachlässe für die Nachkommen zur Verfügung.

Dabei sind nicht zuletzt Systemdifferenzen von großer Bedeutung. Diese vollziehen sich zwischen Ländern, aber gerade Deutschland ist ein spannender (Sonder-)Fall in Hinblick auf den Zusammenhang von Familiensolidarität und politischer bzw. ökonomischer Regimes. Die besonderen Bedingungen in der „alten“ Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik werfen lange Schatten. Ostdeutsche liegen bei den Erbachancen weit hinter Westdeutschen zurück. Der eingeschränkte Vermögensaufbau in der DDR hat fortdauernde Auswirkungen.

Welche zukünftigen Entwicklungen kann man erwarten? Höhere Bildungsschichten und besser Situierte erwarten wesentlich häufiger weitere Nachlässe. Hier dürfte auch der demographische Wandel wirken, wenn weniger Geburten und mehr Kinderlosigkeit in höheren Sozialschichten zu weniger Geschwistern als Erbkonkurrenten sowie Mehrfacherschchaften von Neffen und Nichten führen. Für weniger begüterte Schichten dürfte der Rückbau des Wohlfahrtsstaates hingegen verstärkt zu privaten Folgekosten führen und damit die Erbmasse schmälern. Gleichzeitig wird vor allem in solchen Ländern vermehrt Vermögen von einer Generation an die nächste weitergegeben, in denen ohnehin schon die meisten Erben leben. Gerade in den Ländern mit bislang hohen Erbquoten werden auch in Zukunft die meisten Nachlässe erwartet. Die empirischen Befunde legen damit bei den Erbachancen sowohl innerhalb als auch zwischen den Ländern zunehmende Ungleichheiten nahe.

**Danksagung:** Der Beitrag ist im Rahmen des Projekts „Beziehungen zwischen Eltern, Kindern und Enkeln im erweiterten Europa“ der Forschungsgruppe AGES (Arbeit, Generation, Sozialstruktur) an der Universität Zürich entstanden. Ich bedanke mich herzlich bei Klaus Haberkern für seine wertvolle Unterstützung mit den empirischen Auswertungen sowie beim Schweizerischen Nationalfonds für die finanzielle Förderung des Generationenprojekts. Für hilfreiche Kommentare danke ich neben den AGES-Mitgliedern den Diskussionsteilnehmern nach Vorträgen in Frankfurt/Main (DGS), Göteborg (ISA), London (BSA) und Yerevan (IIS).

## Literatur

- Archer, John. 1999. *The nature of grief. The evolution and psychology of reactions to loss*. London: Routledge.
- Ariès, Philippe. 1978. *Geschichte des Todes*. (1982). München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Beckert, Jens. 2009. Vermögen und Besteuerung. In *Reichtum und Vermögen: Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Reichtums- und Vermögensforschung*, Hrsg. Thomas Druyen, Wolfgang Lauterbach und Matthias Grundmann, 146–157. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bengtson, Vern L., und Robert E. L. Roberts. 1991. Intergenerational solidarity in aging families: An example of formal theory construction. *Journal of Marriage and the Family* 53:856–870.
- Bernheim, B. Douglas, Andrei Shleifer, und Lawrence H. Summers. 1985. The strategic bequest motive. *Journal of Political Economy* 93:1045–1076.
- Bernheim, B. Douglas, und Sergei Severinov. 2003. Bequests as signals: An explanation for the equal division puzzle. *Journal of Political Economy* 111:733–764.

- Bertaux, Daniel, und Isabelle Bertaux-Wiame. 1991. „Was du ererbt von deinen Vätern...“ – Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen. *BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 4:13–40.
- Blinder, Alan S. 1974. *Toward an economic theory of income distribution*. Cambridge: MIT Press.
- Börsch-Supan, Axel, Karsten Hank, und Hendrik Jürges. 2005. *A new comprehensive and international view on ageing: The survey of health, ageing and retirement in Europe*. Mannheim: University of Mannheim.
- Börsch-Supan, Axel, und Hendrik Jürges (Hrsg.). 2005. *Health, ageing and retirement in Europe – Methodology*. Mannheim: Mannheim Research Institute for the Economics of Ageing.
- Brandt, Martina, Klaus Haberkern, und Marc Szydlik. 2009. Intergenerational help and care in Europe. *European Sociological Review* 25:585–601.
- Davies, James B., Susanna Sandström, Anthony Shorrocks, und Edward N. Wolff. 2007. *Estimating the level and distribution of global household wealth*. United Nations University, World Institute for Development Economics Research (UNU-WIDER). Research Paper No. 2007/77.
- Deindl, Christian. 2010. Finanzielle Leistungen zwischen betagten Eltern und ihren Kindern im europäischen Vergleich. In *Potenzielle intergenerationaler Beziehungen. Chancen und Herausforderungen für die Gestaltung des demografischen Wandels*, Hrsg. Andreas Ette, Kerstin Ruckdeschel und Rainer Unger, 283–300. Würzburg: Ergon.
- Frick, Joachim R., und Markus M. Grabka. 2009. Gestiegene Vermögensungleichheit in Deutschland. *Wochenbericht des DIW Berlin* 76:54–67.
- Guo, Guang, und Hongxin Zhao. 2000. Multilevel modeling for binary data. *Annual Review of Sociology* 26:441–462.
- Haberkern, Klaus, und Marc Szydlik. 2008. Pflege der Eltern – Ein europäischer Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 60:78–101.
- Halbwachs, Maurice. 1925. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen* (1966). Berlin: Luchterhand.
- Hox, Joop. 1995. *Applied multilevel analysis*. Amsterdam: TT-Publikaties.
- Keister, Lisa A., und Stephanie Moller. 2000. Wealth inequality in the United States. *Annual Review of Sociology* 26:63–81.
- Kohli, Martin, Harald Künemund, Andreas Motel-Klingebiel, und Marc Szydlik. 2000. Generationenbeziehungen. In *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*, Hrsg. Martin Kohli und Harald Künemund, 176–211. Opladen: Leske+Budrich.
- Kosmann, Marianne. 1998. *Wie Frauen erben – Geschlechterverhältnis und Erbprozess*. Opladen: Leske+Budrich.
- Kotlikoff, Laurence J., und Avia Spivak. 1981. The family as an incomplete annuities market. *Journal of Political Economy* 89:372–391.
- Künemund, Harald, und Andreas Motel. 2000. Verbreitung, Motivation und Entwicklungsperspektiven privater intergenerationaler Hilfeleistungen und Transfers. In *Generationen in Familie und Gesellschaft*, Hrsg. Martin Kohli und Marc Szydlik, 122–137. Opladen: Leske+Budrich.
- Lauterbach, Wolfgang, und Kurt Lüscher. 1996. Erben und die Verbundenheit der Lebensverläufe von Familienmitgliedern. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48:66–95.
- Leopold, Thomas, und Thorsten Schneider. 2010. Schenkungen und Erbschaften im Lebenslauf. Vergleichende Längsschnittanalysen zu intergenerationalen Transfers. *Zeitschrift für Soziologie* 39:258–280.
- Lettke, Frank. 2004. Subjektive Bedeutungen des Erbens und Vererbens. Ergebnisse des Konstanzer Erbschafts-Surveys. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 24:277–302.
- Medick, Hans, und David Sabeau. 1984. Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung. In *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Hrsg. Hans Medick und David Sabeau, 27–54. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Modigliani, Franco. 1986. Life cycle, individual thrift, and the wealth of nations. *American Economic Review* 76:297–313.
- Mood, Carina. 2010. Logistic regression: Why we cannot do what we think we can do, and what we can do about it. *European Sociological Review* 26:67–82.
- OECD. 1999. *Classifying educational programmes: Manual for ISCED-97 implementation in OECD countries*. Paris: OECD.
- Parkes, Colin Murray, and Holly G. Prigerson. 2010. *Bereavement. Studies of grief in adult life*. London: Routledge.
- Rosenbaum, Heidi. 1982. *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rossi, Peter H., and Alice S. Rossi. 1990. *Of human bonding: Parent-child relations across the life course*. New York: Aldine de Gruyter.
- Schlomann, Heinrich. 1992. *Vermögensverteilung und private Altersvorsorge*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Schupp, Jürgen, und Marc Szydlik. 2004a. Erbschaften und Schenkungen in Deutschland. Wachsende fiskalische Bedeutung der Erbschaftsteuer für die Länder. *Wochenbericht des DIW Berlin* 71:59–65.
- Schupp, Jürgen, und Marc Szydlik. 2004b. Zukünftige Vermögen – wachsende Ungleichheit. In *Generation und Ungleichheit*, Hrsg. Marc Szydlik, 243–264. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Segalen, Martine. 1984. ‚Sein Teil haben‘: Geschwisterbeziehungen in einem egalitären Vererbungssystem. In *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Hrsg. Hans Medick und David Sabeau, 181–198. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Snijders, Tom A. B., und Roel J. Bosker. 2002. *Multilevel analysis. An introduction to basic and advanced multilevel modeling*. London: Sage Publications.
- Steinbach, Anja, und Johannes Kopp. 2010. Determinanten der Beziehungszufriedenheit: Die Sicht erwachsener Kinder auf die Beziehungen zu ihren Eltern. In *Potenziale intergenerationaler Beziehungen. Chancen und Herausforderungen für die Gestaltung des demografischen Wandels*, Hrsg. Andreas Ette, Kerstin Ruckdeschel und Rainer Unger, 95–116. Würzburg: Ergon.
- Szydlik, Marc. 1999. Erben in der Bundesrepublik Deutschland: Zum Verhältnis von familialer Solidarität und sozialer Ungleichheit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 51:80–104.
- Szydlik, Marc. 2000. *Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern*. Opladen: Leske + Budrich (download: [www.suz.uzh.ch/szydlik](http://www.suz.uzh.ch/szydlik)).
- Szydlik, Marc. 2004. Inheritance and inequality: Theoretical reasoning and empirical evidence. *European Sociological Review* 20:31–45.
- Szydlik, Marc, und Jürgen Schupp. 2004. Wer erbt mehr? Erbschaften, Sozialstruktur und Alterssicherung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56:609–629.
- Valentine, Christine. 2008. *Bereavement narratives. Continuing bonds in the twenty-first century*. London: Routledge.

**Marc Szydlik**, 1965, Prof. Dr., Professor für Soziologie an der Universität Zürich und Leiter der Forschungsgruppe Arbeit, GEneration, Sozialstruktur (AGES). Forschungsgebiete: Sozialstruktur, Lebenslauf, Arbeit, Generationen, Empirische Sozial- und Wirtschaftsforschung. Buchveröffentlichungen: *Lebenslange Solidarität?* Opladen 2000; *Generationen in Familie und Gesellschaft*, Opladen 2000 (hrsg. mit Martin Kohli); *Generation und Ungleichheit*, Wiesbaden 2004 (Hg.); *Flexibilisierung*, Wiesbaden 2008 (Hg.); *Generationen – Multidisziplinäre Perspektiven*, Wiesbaden 2009 (hrsg. mit Harald Künemund).